

STIMMEN aus Berlin

Gespräche über die
Zukunft der Stadt

Eine ethnographische Annäherung

An Ecken, wo es brodelt

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

MENSCHEN KOMMEN UND GEHEN

Ein Blick in Berlins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
auf der Rückbank Berliner Taxis

Ein Haus in Pankow

Interviews mit einer Hausgemeinschaft im Norden Berlins –
wo Vergangenheit die Zukunft trifft.

Nicht alles, was glänzt, ist Gold

Die schwule Subkultur Berlins über sich selbst und
ihre Rolle in einer zukünftigen Gesellschaft

ÜberLeben in Berlin

Zukünfte am Rand der Gesellschaft

ZUKUNFTSmacher

Die Berliner Social-Impact Szene arbeitet an einem besseren Morgen

IDEE

Ein Projekt bei der die Zukunft Berlins aus der Perspektive unterschiedlicher Subkulturen mit Hilfe ethnografischer Methoden untersucht wird.

FRAGEN

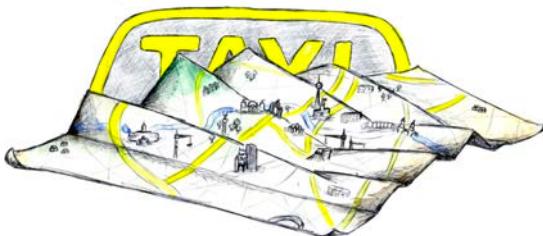
- Wie sehen Zukunftsbilder dieser Subkulturen aus?
- Welche Hoffnungen und Wünsche gibt es im Bezug auf Ihre persönliche Zukunft & die Zukunft Berlins?
- Welche Rolle spielt Zukunft für die jeweilige Subkultur?

ZIELE

- **Erprobung ethnographischer Methoden**
 - für uns als Wissenschaftler die gesellschaftliche Problemstellungen untersuchen wollen
 - für die Zukunftsforschung
- **Zukunftsbilder bzw. Verhältnis von Zukunft in Berliner Subkulturen zu erfassen.**
- **Erstellung eines journalistischen Bands mit Essays die unserer Ergebnisse festhalten und kommunizieren**

6 Subkulturen im Fokus

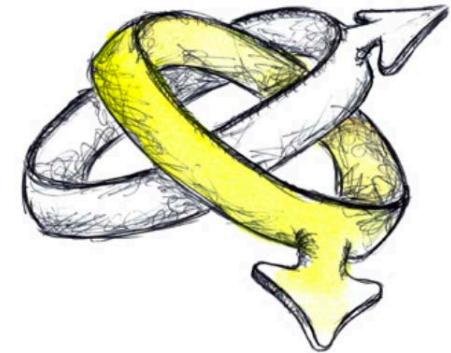
Taxifahrer



Eck-Kneipen



Schwule



Ein Haus in Pankow



Social Impact Start-Ups



Menschen am Rade



ERGEBNISSE

An Ecken, wo es brodelt

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

MENSCHEN KOMMEN UND GEHEN

Ein Blick in Berlins Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
auf der Rückbank Berliner Taxis

Ein Haus in Pankow

Interviews mit einer Hausgemeinschaft im Norden Berlins –
wo Vergangenheit die Zukunft trifft.

Nicht alles, was glänzt, ist Gold

Die schwule Subkultur Berlins über sich selbst und
ihre Rolle in einer zukünftigen Gesellschaft

ÜberLeben in Berlin

Zukünfte am Rand der Gesellschaft

ZUKUNFTSmacher

Die Berliner Social-Impact Szene arbeitet an einem besseren Morgen

KONZEPTION VON ZUKUNFT

Ergebnisse | Konzeptionen v. Zukunft

„Zukunft? Das was vor mir liegt! Ist heute nicht mehr so metaphysisch besetzt wie früher ... glaube das liegt daran ... dass Zukunft jetzt mehr Angst macht...“

„Niemand weiß, was die Zukunft bringt.“

„Was heißt ,Zukunft’?“

„ZUKUNFT? Das ist abstrakt“

„Kann man überhaupt noch planen heutzutage? Ziele setzen auf jeden Fall, aber gewisse Dinge zu planen ist schwer.“

"Also wie gesagt, mir wäre es schon ganz lieb, wenn es so bleibt, wie es bisher ist. Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung hätte. (lacht)... Aber ja doch eigentlich schon, ne.“

„Eine Veränderung zum Positivem schaffen“
„(wir sind eine)...grüne Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern zu basteln“.

ZUKUNFT IN BERLIN

Ergebnisse | Zukunft in Berlin | positiv

„Wandel gehört zu Berlin dazu. Jemand hat mal gesagt: Berlin ist verdammt dazu, zu werden, aber nie zu sein. Das ist das Schicksal von Berlin.“

“Na rosig vielleicht nicht, aber zumindest nicht negativ.”

„Multi-kulti find ich gut, bin da richtig für. ... ich finde toll wie sich Berlin entwickelt hat. Früher war Berlin doch ganz schön provinziell“

„Berlin hat sich positiv entwickelt. Die Stadt ist viel internationaler geworden. Viele Leute sind hierher gekommen. Der komische Muff ist raus, der früher hier normal war, in Ost wie auch West. Die Stadt wird moderner.“

„In Berlin kann man schon ein bisschen die Zukunft sehen.“

„Das die Stadt weiterhin ein Spielplatz bleibt, der einen Platz für jeden bietet.“

„Berlins Zukunft ist hell erleuchtet, die der Taxibranche düster. Es geht stetig bergab.“

Ergebnisse | Zukunft in Berlin | negativ

„... dieser Konkurrenzkampf wird immer größer, es wird enger in den Bahnen und auf den Straßen, dadurch entsteht eine Aggressivität und eine noch stärkere Anonymität ... Es ist eben nicht mehr so auf der Straße, dass man den Nachbarsjungen erkennt ...“

„Es wird jünger. Aus ganz Deutschland kommen die Leute hier her. Wohl überwiegend Schwaben müssen es sein, habe ich gehört. Ich weiß auch nicht, früher war es schon besser.“

„In absehbarer Zeit wird Berlin die Armen korrekt an den Rand drängen. Da sind die schon fleißig dabei.“

„Alles ist teurer – vom Brot bis zur Miete.“

„Ich bin nicht so begeistert, wie sich die Stadt entwickelt. Das typisch Berlinerische geht verloren. Hier war es ruhig und zufrieden. Man konnte hier einigermaßen wohnen. Die Mieten waren nicht so teuer und das entwickelt sich jetzt alles anders, weil zu viele nach Berlin kommen und hier mitmischen, in diesem großen Topf. Und das wirkt sich für die Ureinwohner ein bisschen negativ aus.“

Ergebnisse | Mieten

„Ich kenne drei Leute, die mussten alle weg aus ihrer Wohnung.“

„Wenn Berlin bewohnbar und bezahlbar bleibt, dann ist doch alles in Ordnung.“

„Nicht mehr viel, ich hab ja nicht mehr viel Zukunft. (lacht) Ich plane nicht mehr. Ich möchte einfach nur in meiner Wohnung bleiben, hier wohnen bleiben. Das ist meine Zukunft.“

„Ich bin nicht so begeistert, wie sich die Stadt entwickelt. Das typisch Berlinerische geht verloren. Hier war es ruhig und zufrieden. Man konnte hier einigermaßen wohnen. Die Mieten waren nicht so teuer und das entwickelt sich jetzt alles anders, weil zu viele nach Berlin kommen und hier mitmischen, in diesem großen Topf. Und das wirkt sich für die Ureinwohner ein bisschen negativ aus.“

Ergebnisse

An Ecken, wo es brodelt

Drei Kneipen, drei Monate, drei Szenebezirke

von Heike Dietz und Jana Holz

»Früher waren hier an jeder Ecke vier Kneipen und alle sind satt geworden.«

(Wirtin, Anfang 60, Neukölln)

Altberlitz Eckzneipe, Bierlokal, Spelzank, oder ist es doch ein Steinetoff? Es gibt viele Namen für die Lokalitäten, die die Ecken und Straßen Berlins seit Jahrzehnten bevölkern. Sie gehören zum Berliner Stadtbild einfach dazu. Für viele Gäste wie auch Mitarbeiter sind sie ein zweites Zuhause. Viele dieser Altberliner Kneipen mussten jedoch in den letzten Jahren schließen. In Zeitungen, auf Blogs und in Büchern wird darüber diskutiert: »Noch vor 150 Jahren war Berlin die Stadt mit der höchsten Kneipendichte Europas«, weiß der Schriftsteller und Regisseur Clemens Füters, der ein Buch [1] über Berlin und seine Kneipen geschrieben hat: »10 000 lizenzierte Lokalitäten gab es 1890 in der Stadt, 2002 waren es nur noch 15 000«. [2] Jetzt, gut zehn Jahre später, sind es sicherlich noch mal ein paar Hundert weniger geworden. Wir haben nicht nachgezählt, sind aber trotzdem losgezogen, um uns ein eigenes Bild von dieser Szene noch bestehender Altberliner Kneipen zu machen. Wir waren in drei Kneipen in drei Szenebezirken Berlins und haben drei Interviews geführt: Prenzlauer Berg, Kreuzberg und Neukölln

sind Bezieke, in denen es brodelt – man spricht auch von Gentifizierung, Unsehe Beobachtung wurde immer wieder in die Vergangenheit vernetzt und auch in den Interviews war die vergangene Zeit mit dem Leitgedanken »Früher war viele besser« zentral. Trotzdem oder vielleicht auch gerade deshalb, haben wir mit den Betreibern und Betreiberinnen der Kneipen über ihre Zukunftswertungen für sich selbst und für die Stadt auch gesprochen. Unser Interesse gilt dem Umgang mit den zeitlichen Veränderungen, den Herausforderungen des Berliner Lebens und dem Dasein der Kneipenbesitzer und Kneipengäste – und wir haben eine Vielfalt an Einblicken und Antworten bekommen.

8

gäte zu herrschen. Die Ahnthalstraße hat einen zentralen Platz an der Wand gefunden. Zum jetzigen Zeitpunkt sind Elli noch circa 16 Stammpinte geblieben. Solche die kommen und auch verzeihen. Keine Yuppie und auch keine Hipster, die zwei Stunden an einem kleinen Bier nippen und dann wieder verschwinden – das kann Elli gar nicht leiden. Es geht dem Ende zu und wenn man der Frau mit blondgefärbtem Haar, Rollkragenpullover und verzauberten Stimme hört, fällt es leicht, sich in ihre Situation hinzuzusetzen. »Früher war es besser« ist die Antwort auf viele unserer Fragen. 60 ist sie jetzt und vermisst noch drei Jahre durchzuhalten. Dann hat sie ihr Rentenalter erreicht. Darauf freut sie sich schon, weiter



Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft der Stadt

Stimmen aus Berlin | L. Raderschall | FU Berlin | Tagung Zukunftsforschung

7

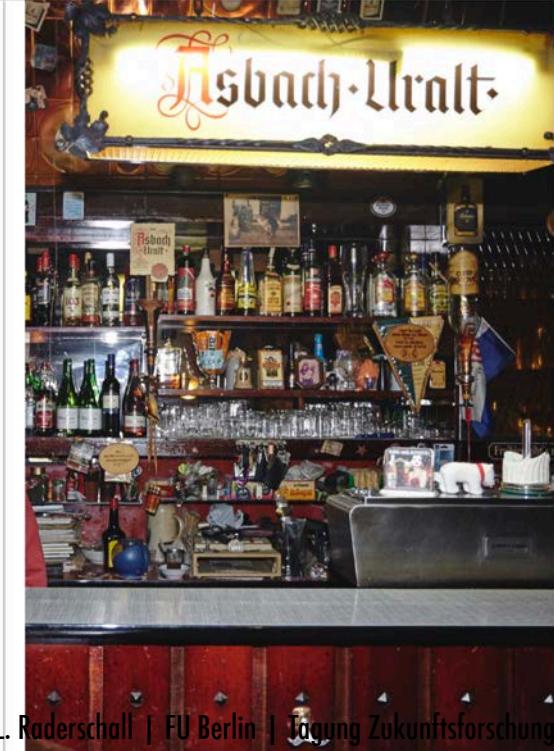
nt die Planung nicht. Vielleicht verkauft sie und dann entscheidet der Vermieter, was mit den Räumlichkeiten ihrer Kneipe passieren wird. Sie tippt auf eine Arztpraxis oder Anwaltskanzlei. Wir auf ein weiteres Café.

Es Kneipe ist schon lange nicht mehr renoviert worden und ihrer Beschreibung ein bisschen »ronzig« mit Wohlfühlhängen und selbst gezeichneten Spinnweben. Seit knapp 20 Jahren sie Inhaberin dieses Altberliner Lokals. Zu Beginn führte sie mit ihrem Mann zusammen, der sich aber ziemlich schnell in den Staub machte. Früher war Elli als kaufmännische Angestellte tätig. Damals, nach der Wende, so sagt sie, »... war das 'den Jobs nicht mehr so toll... Viel Auswahl hatte man ja – Zeitungsladen oder Kneipe.« Und so steht sie seitdem hinter ihrer Theke. Sechs Tage die Woche, von 12 Uhr mittags bis zum späten Abend. Es wird auch mal nach Betrieben geschlossen, sollte kein Betrieb mehr sein. Nach Hause hat sie es nicht weit, einmal die Treppe hinauf. Sonntags ist Elli freier Tag. In diesen Stunden entspannt sie vor dem Fernseher und erholt sich von den trinkfreudigen Tagen und Abenden am Zapfhahn. Wenn

man Elli nach Urteil fragt, werden schon mal kurz die Jahrzehnte verwechselt. Ihr letzter lag im Jahr 1997, einmal quer durch Deutschland mit dem Wohnmobil. Generell scheinen Freizeit und Vergnügen in der Vergangenheit zu liegen.

Die Zukunft spielt für Elli keine große Rolle, denn viel hat sie ja nicht mehr davon, sagt sie. Ihre Wohnung will sie gerne behalten. Dort wohnen bleiben dürfen und in Ruhe gelassen werden, das ist ihr Wunsch. Auch ein Sechser im Lotto wäre nicht schlecht. Ob sie spielt, verrät sie uns nicht. Gesund bleiben ist für Elli auch ein wichtiger Punkt. Alternativ zu den vorherigen Wünschen könnte die Zukunft auch eine anständige Beendigung von Sozialamt bringen. Einen ganz schön trockenen Humor hat sie und aus lauter Verlegenheit lachen wir an dieser Stelle das erste Mal gemeinsam.

Angst hat sie davor, dass der Vermieter Eigenbedarf anmeldet und sie ihre Laden dicht machen muss. Neukölln ist für Elli der wahre Ort in Berlin. Hier wohnt sie, hier arbeitet sie, hier fühlt es sich »heimelig« an. Dass sich ihr Kiez so stark verändert hat, schiebt sie der Schließung des Flughafen Tempelhof zu. Sie erklärt uns: Früher handelte es sich um ein Arbeiter- und



Ergebnisse

ZUKUNFTsmacher

Die Berliner Social-Impact Szene arbeitet an einem besseren Morgen

von Thomas Malorny, Lisanne Raderschall, Julia Werner

Während aus dem Vorderhaus noch Dönerduft weht und blinrende Lichterketten in die Einfahrt des Kreuzberger Hinterhofs hinein flackern, veruspft das gluckende Blubbern des Espresso- kochers einen feinen Früchtete-Kaffee-Duft und ein wohliges Gefühl. Improvisiert wirkendes Pallettenmöbel verleiht Aufbruchstimmung für die anstehenden Aufgaben: «Eine Veränderung zum Positiven schaffen». Wie sind mittler drin in der Welt der Berliner Social-Impact Start-Ups, einer Welt, in der es darum geht *etwas besser zu machen*. Besser zu verwertern, irgendwie effizienter zu machen (im Sinne von Nachhaltigkeit) so einer der Gründer. Hier in Berlin, in Deutschland und – so zumindest die Hoffnung – auch global. Denn es geht ja um den *Impact*... also darum, eine Auswirkung, einen Einfluss oder Effekt zu haben, aber nicht irgendeinen, sondern einen, der nachhaltig und sozial ist, wenn möglich am besten gleich beides.

Die kurze Formel lautet: Gutes tun und Geld verdienen. Innovative Produkte, Dienstleistungen und Geschäftsmodelle entwickeln,

die soziale, ökologische, lokale und auch globale Probleme angehen – und dabei profitabel sein. Das ist zusammengefasst das, was »Social-Impact Start-Ups« aussieht. In Berlin finden sie eine dankbare Spielwiese. In den Co-Working Spaces zwischen Prenzlauer Berg und Neukölln, in denen sich viel JungunternehmerInnen temporär Scheckbücher und Konferenzräume teilen, sammelt sich von IT-Lösungen über elektrofisierte Fahrradkästen, Balkonkompakt-Bienenstöcke, »Sharing-community« Appos bis hin zum »S2cycles«-Modellmodell eine riesige Bandbreite unterschiedlichster unternehmerischer Lösungsansätze für die vielfältigen Probleme (der Großstadt) des 21. Jahrhunderts.

»In Berlin kann man schon ein bisschen die Zukunft sehen.«

29

(?)

vihapene. Englisch ist die Sprache der Wahl in dieser Szene. es, weil es einfach ein bisschen cooler klingt als die sperrigen deutschen Bezeichnungen oder, weil sich die Szene so ihrem Renen Vorbild dem »Silicon Valley« etwas näher fühlt. Sicher ausprobiert, konnte. Sie hat sich im letzten Jahrzehnt zu einer echten Gründerstadt entwickelt und gehört neben dem großen Vorbild Silicon Valley, London und Tel Aviv zu den aktuellen Hotspots der internationalen Start-up-Szene. Doch Berlin ist nicht nur Start-up-Stadt, sondern in den Szenesbezirken wie Kreuzberg und Neukölln auch grün, bio, vegetarisch bis vegan, CO2-sparend, nachhaltig, multikulturell und tolerant.

Da auch Berlin mit den zahlreichen Problemen der zunehmenden Urbanisierung zu kämpfen hat – Mietpreissteigerung, Ver einsamung, Anonymität, Oldschuligkeit und stets mehr öffentliche Kassen – ist es auch ein Nährboden für eine mehr oder minder neue Spezies des Unternehmers: der »Social Entrepreneur«. Neben den traditionellen Anhängern der sozialen Dienste wie Caritas, Diakonie und Arbeitser wohlfahrt, die eher als Teil des Wohlfahrtsstaates fungieren, entsteht mit den SocialunternehmerInnen eine andere Generation gesellschaftlicher Problemlöser, aus der Machtelikur der Start-up-Szene, die im Berlin zwischen Schlesischer Tor und Hermannstraße pulsiert. Der Wille, die Welt ein bisschen besser zu machen, sind auch hier der Motor, doch Rentabilität und Profit sind selbstbewusste, stolze Begleiter und keine Unsite.

Die Basis der »Social-Impact Start-Ups«-Szene in Berlin scheint die Stadt selbst zu sein, denn keiner der von uns getroffenen GründerInnen ist nach Berlin gekommen, um zu gründen oder hatte die Idee für sein »Start-Up« schon im Vorraum. Vielmehr war es das Leben in dieser Stadt, welches sie bewegte, hat ihre bisherigen Jobs aufzugeben und etwas Neues anzufangen. »Dieses ganze Sustainability Ding«, wie, Paul*, einer unserer Gesprächspartner, bemerkt, »ist in Berlin ja riesig«. Er ist vor einigen Jahren nach Berlin gekommen und hat riesige



Kunstrasen bespannten Pallettensammlung zu finden. In die feine Haut des Nagelbetts piktet eine schmale, spitze Holzfaßr. Der »Industrial Chic« der »Start-Up-Szene liegt offensichtlich irgendwo zwischen IKEA-Regal und »do-it-yourself«-Spanplatte- und Pallettenmöbeln. Hingepostet wird die locker-leicht improvisierte Sofalandschaft in die weiß getünchten Sichtmauerwerksteine Kreuzberger Hinterhöfe, gut gezeichnet durch doppeltes Schloss und elektronischen Türcode. Denn nicht nur die

»Dieses ganze Sustainability Ding ist in Berlin ja riesig«

30

Ideen hier sind wertvoll – auch die obligatorischen Alu-MacBooks und der Expresso-vollautomat sollen nicht geklaut werden.

In diese inzinierten Lässigkeit gilt es zu spüchsen, zu »co-werknen«, zu »netzwerken«, seine »Challenges« zu meistern und die eigene »Social Innovation« in ein überzeugendes »Start-Up«-Businessmodell

ist: ohne eine gute Portion »Denglische« geht es in der Welt der »Social Impact Start-Ups« nicht. Nach einiger Zeit weist uns ein aufmerksamer Kommittee darauf hin, dass auch wir, je länger wir uns mit diesem Thema beschäftigen, mehr und mehr dazu neigen, diesen »denglischen« Slange zu benutzen, wir sind also zumindest bewußt schon mitten in der Szene.

Doch woher kommt diese Social-Impact Szene, die in den letzten Jahren unter anderem in Co-Working Spaces und eigenen »Beschleunigern« – auch »Acceleratoren« genannt – entstanden ist? Die ihre eigene Sprache spricht, und vor allen eigene Werte und ein eigenes Verständnis davon besitzt, was es heißt ein »Business« zu betreiben und einen social profit zu generieren?

Schon in den 90er Jahren war Berlin bekannt als Spielwiese, als eine Stadt, in der alles möglich war und in der man sich

»... grüne Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern zu basteln ...«

ausprobieren konnte. Sie hat sich im letzten Jahrzehnt zu einer echten Gründerstadt entwickelt und gehört neben dem großen Vorbild Silicon Valley, London und Tel Aviv zu den aktuellen Hotspots der internationalen Start-up-Szene. Doch Berlin ist nicht nur Start-up-Stadt, sondern in den Szenesbezirken wie Kreuzberg und Neukölln auch grün, bio, vegetarisch bis vegan, CO2-sparend, nachhaltig, multikulturell und tolerant. Diese Entwicklung fasziniert und polarisiert zugleich, weil sie sich zwischen Lifestyles und verpackt etwas Gutes zu tun bewegt. So sind es vornehmlich die Apple Nutzern und Latte-Macchiato-Trinker, die es satt haben, die Umwelt weiter zu belästigen, die wissen, dass Ressourcen endlich sind und nicht weiter duldend möchten, dass Menschen für die Herstellung von Produkten für unseren Markt *soviel Tiere* behandelt werden. Die nicht wegschauen, wenn es um die Probleme unserer Welt geht, sondern versuchen, sie da zu lösen, wo sie selber einen »Impact« haben können. Verkleinerung gleich vor der eigenen Haustür voranbringt. Da heißt es gerade auf automobile Mobilität zu verzichten,

Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft der Stadt

FAZIT

- 6 journalistische Texte Aufgrund der Beobachtungen und Gesprächen entstanden
- Unterschiedliche Auseinandersetzung mit Zukunft, unterschiedliche Zukunftsbilder für Berlin
- Ethnographische Methoden erprobt und besonders zu der Exploration eines Themas bzw. Frage als geeignet empfunden

BACK-UP

FRAGEN?

ETHNOGRAPHIE?

- altgriechisch *éthnos* „fremdes Volk“, *graphé* „Schrift“: Völkerbeschreibung
- „to grasp the native's point of view, his relation to life, to realise his vision of his world.“ (Malinowski, 1922: 25)
- Mit dem Begriff der Ethnographie wird nicht eine Methode bezeichnet, sondern ein Forschungsstil, der methodenplural angelegt ist (vgl. Atkinson/Hammersly 1994, Schütze 1994, Lüders 1995)
- Unsere Methode: Teilnehmende Beobachtung & ethnographische Interviews

SUBKULTUREN?

Subkultur bezeichnet die sozialen, kulturellen etc. Eigenarten bestimmter gesellschaftlicher (Sub- oder Teil-)Gruppen, wie sie je nach Geschlechts-, Alters-, Berufs-, ethnischer, religiöser oder sozialer Zugehörigkeit gesucht werden. Die Ausbildung von neuen (und ggf. die Auflösung alter) Subkulturen ist charakteristisch für moderne pluralistische Gesellschaften.

Ergebnisse



Ellis Ahrens

10 Ausländerviertel. Alle lebten wohlbelebt nebeneinander her. Heute ist die Gegend verändert geworden. Das Publikum wird jünger und sie kennt die Leute kaum noch. Die Straßen vor ihrer Haustür erscheinen ihr plötzlich gewaltig und nackter zu werden. Die Zeit der Eckknippe ist vorbei. »Früher waren hier an jeder Ecke vier Krempen und alle sind seit gewesen.« Wenn sie sich etwas für die Stadt Berlin wünschen könnte, wären es eindeutig bezahlbare Wohnungen. Das »Armenienproblem« der Stadt nimmt Elli als alördliche wahr. Eine negative Entwicklung für Berlin sieht sie im Teme, »... wenn das mit den Rooligen, Söldlern und allen, die auch sonst noch prügeln, ausarten würde.« Rausige Aussichter sehen anders aus. Wütztrotz das kleine Radier für 1,10 € aus und verlassen die Krempen mit Ellis, wie sie sagt - gemischten Gefühlen.

Stimmen aus Berlin - Gespräch über die Zukunft der Stadt

Wir befinden uns jetzt ein bisschen oberhalb des Szeneburks am Prenzlauer Berg

Matthias, Wirt, Mitte 40

»Werde auch nicht anfangen, hier Cocktails zu mischen. Das wollen wir nicht, würde auch den Charakter hier verändern. Aber an den Sochen, die vom Staat gefordert werden, da kommt man nicht dran vorbei, also mit dem Essen aufzuhören, wegen des Wichterschutzes oder Mindestlohn zu zahlen.« Matthias ist seit 1987 in der Kremp im Norden des Szeneburks Prenzlauer Berg tätig. 2002 hat er das Geschäft von seinen Eltern übernommen. Davor gehörte die Kremp bereits den Großeltern - seit 1946 ist der Laden in Familienbesitz. Die Kremp hat also Tradition und auch am Internen hat sich seitdem nicht allzu viel verändert. Gelegen an einer großen Kreuzung, an der an allen vier Ecken eine Transzit zu finden ist. Beste Lage also, das kann man nicht anders sagen. Seine Kremp beschreibt: Matthias als »Berliner Bierlokal«, genau so steht es draufan dran, genau so sieht für ihn eine Kremp aus. Wenn Fußball läuft, so wie auch heute, werden die Spiele auf einer Leinwand übertragen. Die Kremp ist voll, nicht jeder Tisch ist besetzt, aber gut besucht ist es. Auf den Tischen steht Bier - Berliner Pilsener - genau so viele, wie Personen um ihn herum sitzen.

In der Kremp gibt es noch eine Tür mit dem Schild »Küche, obwohl kein Essen mehr serviert wird, ein kleiner Spielautomat

steht an der Wand, die B.Z. hängt an einem Gedeckereihaken. Es wird vornehmlich Bier ausgeschenkt und Schnaps. Wer will, bekommt auch einen Kaffee mit Ei dazu. Morgens um zehn wird der Laden aufgemacht, sieben Tage die Woche. Die Wände sind tief ockerrot bis braun von Kach gefärbt. Hinter der Theke gibt es eine dunkelbraune Wandverkleidung. Was wohl die Farbe der eigentlichen Wand mal war, interessiert uns. »Das war nämlich mal Gelb gewesen. ... Jetzt ist es Orange.« Matthias gibt zu, dass ein neuer Anstrich schon mal angebracht wäre, aber die Gäste haben ihn bisher immer davon abgehalten. »Die sagen dann, das muss so sein, das ist ne Party hier.«

An der Theke sitzen an diesem Abend nur Männer. Dabeistehen eine Frau. Matthias stellt absichtlich nur Frauen hinter den Tresen. »Dar ist gewollt so. Ich steh auf Frauen (lacht), die Gäste überwiegend auch. Ich find das ganz angenehm, wenn ne Frau hinter Tresen steht.« Die Bedienung geholt die 60, wirkt etwas abgehetzt und verspürt den berühmten Berliner Charme - gängig, extra Würste gibt es hier nicht. Drei Radier auf unse-rem Deckel spärlich wirkt sie freundlicher. Sie schenkt den vollen Laden ganz allein - seueran, wie wir finden.

Nach der Wende fielen die Einnahmen ganz schön ab, ein richtiges Loch sei das gewesen, sagt Matthias. Das Publikum im ganzen Viertel hat sich in den letzten Jahren verändert. »Diversifizierung ist ja die heute der Oberbegriff. Es hat sich zum Positiven verändert. Das sind alles finanziell potente Leute hier. Was soll ich sagen, die haben auch noch nach dem des Monats Geld, nicht so wie früher. So Leute wie ihr sind das.«

Matthias erinnert sich, dass bis vor sieben oder acht Jahren das Publikum eher alt war. Viele der Gäste hatten schon bei seinen Eltern am Tresen gesessen. Die sind dann allerdings innerhalb weniger Jahre weggestorben - und zum Glück kamen Jüngere nach. Der Wirt schätzt seine Kundschaft auf die eine Hälfte Stamm- und die andere Laienkundschaft, die Meisten von ihnen zwischen 20 und 40 Jahre alt. »Das Publikum hat sich völlig verändert. Ich habe auch mal mit anderen Wirten gesprochen, das is wie to no Renaissance, die dann eingebroht ist, warum auch immer, back to the roots, was wo die Eltern rein gegangen sind.« Um sich finanziell breiter aufzustellen, hat sich Matthias vor zwei Jahren ein paar hundert Meter die Straße hinauf ein zweites Standbein aufgebaut - eine alte Kremp. Das Wirtsehepaar hatte aufgezählt und er hat den Laden übernommen. Matthias



Ergebnisse

»... das is wie so ne Renaissance, die dann eingekehrt ist, warum auch immer, back to the roots, was wo die Eltern rein gegangen sind.“

hat einige reingestellt in das alte Ding. Viel meiste komplett neu gemacht werden. Nur den alten Namen hat er behalten, den kennt man im Viertel. Dort last er nun arbeiten. Für seine eigene Zukunft wünscht er sich, dass eigentlich alles so bleibt, wie es ist. Er könnte sich aber auch vorstellen, das Leben zukünftig etwas entspannter angehen zu lassen: »Tollzettelwerden werden, Körkchenmacher bei Kaufhaus oder so...«

Auch für seine Kneipe und die Stadt Berlin, in der er groß geworden ist und immer gelebt hat, wünscht sich Matthias keine großen Veränderungen. Er findet, Berlin ist auf einem guten Weg. Wir fragen ihn, ob er die Zukunft also eher rosig sieht: »No rosig vielleicht nicht, aber zumindest nicht negativ...«

In die eigene Zukunft blickt er dann aber doch nicht ganz so rosa-rot. Matthias hat vor allem davor Angst, »... dass das

Ruchen abgeschafft wird in den Lokalen. Von nem wirtschaftlichen Standpunkt her wäre das für uns ne Katastrophe. Das wäre Zäsur. Gut, dann wörd ich halt wieder anfangen mit nem bisschen Imbiss, was wir früher auch schon hatten. Man muss sich ja dann verändert. Das is ne unisichte Sache... Also wie gesagt, mir wäre es schon ganz lieb, wenn es so bleibt, wie es bisher ist. Also nicht, dass ich jetzt so Angst vor Veränderung hätte. (lacht)... Aber ja doch eigentlich schon, ne.«

Wir befinden uns jetzt mitten im Bergmannkiez

Jürgen, Angestellter, Mitte 30

»Kann man überhaupt noch planen heutzutage? Ziele setzen auf jeden Fall, aber gewisse Dinge zu planen is schwer.« Die Kneipe im Bergmannkiez besteht seit über 150 Jahren. Zurecht ist sie wieder einmal auf den Höhepunkt von Rießenden Bier und guten Einnahmen. Der handgebaute Schnaps, den man hier von 1900 kippen konnte, wird den Gästen auch heute wieder serviert und setzt aus Süddeutschland importiert.

Jürgen, mit dem wir uns unterhalten, ist nicht der Besitzer, sondern einer von sieben motivierten und unterhaltsamen Männern im Team. Seinen Namen können wir vom bestens Teambild ablesen, das er trägt. Die Kneipe gehört seit 20 Jahren einem schwulen Ehepaar. Die beiden besitzen zudem ein Restaurant, Appartements und einen Souvenirladen. Oft schaut einer der beiden einfach am Tag kurz nach dem Rechten. Im Griff hat den Laden aber auch jeder einzelne Angestellte für sich allein. Das ist ein Mass. Entscheidungen treffen, schnell handeln, Gäste bei Laune halten, beschäftigen und Streit schlichten gehören zur Tagesordnung. Jürgen macht den Job seit elf Jahren, sechs davon war er in einer anderen Bar ein paar Straßen weiter tätig. Seit fünf Jahren steht er nun

hier hinter der Theke. Er selbst bezeichnet sich auch als »Puffgut« der Kultkneipe. Die Wochenendschichten, bei denen es richtig zur Sache geht, übernehmen seine Kollegen, das setzt nicht so sein Ding, sagt er. Ihm fehlt die Party nicht, er ist 36 und hat eine kleine Familie. Zwei abgezeichnete Ausbildungen hat er hinter sich, mit Anfang 20 dann, als die Tochter geboren wurde, hat er Verantwortung übernommen. Mittlerweile nimmt er seinen Job als »Berufung« an. »Wenn du hier nicht mit Engagement bei bist, schafft du das nicht.« Und so kommt er schon auch mal auf seine 200 Arbeitsstunden im Monat.

Warum ausschließlich Männer angepert sind, das auf bekommen wir keine konkrete Antwort. »Frauen sind zickig, wir Männer können Tacheles reden.« Und die Renaissance muss stimmen. Sowieso geht es hier viel um das Gemeinschaftsgefühl, darum sich wohl zu fühlen. »Ich merk, hier kommt alles rein: Männer, Weibin, alt, jung, schwul, lesbisch.« Bei Jürgens Erzählungen schwört auf jeden Fall auch der Beschleunertakt mit, keiner soll provozieren werden und schon gar nicht wegen unangenehmer Atmosphäre nicht wieder kommen wollen. Dafür sorgen er und seine Kollegen. Das Konzept kommt an, wir sitzen zwischen einem vielfältigen Publikum. Die Gäste wechseln sich in ganz naturnahem Rhythmus ab. Tagüber, wenn der Laden um 13 Uhr die Tür öffnet, trifft man vor allem auf Stammpaare, später kommen junge Frauen zur Mädlerunde zusammen und gegen frühen Abend ist die Kneipe ein Magnet für Touristen. Dass auch die Räumlichkeiten ihren Charme entfalten, dafür sorgt einer der beiden

dem Tresen stehen. Es solltau geben in die Natur, mit kleinen Häuschen für die Familie. »Ich will was Eigenes, was Kleines. Ich möchte mich mit keinem anderen Mieter

»Ich muss sagen, noch überwiegt der Spaßfaktor.«

mehr rumpfen. Das ist der Traum, den er während des Gesprächs zählt. Und dann folgt doch noch ein milde stimmender Satz zum Thema Wünsche. »Natürlich suche ich mir auch, dass die Leute wieder respektvoller miteinander umgehen.« Wir setzen das Gespräch erleichtert fort. Bei der Frage, was er sich wünscht, antwortet auch Jürgen mit »In Lotto gewinnen.« Darauf folgt der tief verzweigte

An Ecken, wo es brodelt | von Heike Dietz und Jana Holtz

man denkt. Ich plane immer und schreibe auch immer gewisse Dinge auf, was ich zähle und was ich nicht zähle. Es klappt nie so, wie man es möchte.« So klappt es nicht. Jürgen über Ansprüche spricht, die bei ihm auf finanzielles Risiko hinauslaufen.

Seine Gedanken zur Zukunft Berlins drehen sich vor allem um das soziale Zusammenleben in der Stadt. »Ich finde diese meinestraße Leben füllt ziemlich runter, die Leute sind eigentlich ehrgeizig, ehrgeizig, denen ist egal, was der Linkse und der Rechte macht. Den Respekt vereinander gibt es nicht mehr. So was wie Entschuldigung, Bitte und Danke. Und so wird auch nebenanhernder keiner gelebt. Früher war der Zusammenhalt viel besser.«

Er erläutert diese Entwicklung als so extrem, dass er sie sich noch negativer gar nicht vorstellen kann. Kurz darauf räumt er ein, dass er sich Gedanken solcher Art eigentlich noch nicht gemacht hat.

Der Fokus liegt bei ihm, bei seinen Problemen, das reicht ihm. »Aber irgendwie sind mir die anderen Leute auch egal. Wichtig



doch erstmal nur mein Umfeld. Ich selber. Meine Familie. unbestimmt und und und.« Da schlucken wir zwei als wissenschaftsreiche erstenmal. Und dann folgt doch noch ein milde stimmender Satz zum Thema Wünsche. »Natürlich suche ich mir auch, dass die Leute wieder respektvoller miteinander umgehen.«

Bei der Frage, was er sich wünscht, antwortet auch Jürgen mit »In Lotto gewinnen.« Darauf folgt der tief verzweigte

An Ecken, wo es brodelt | von Heike Dietz und Jana Holtz

etwas länger ...« bis hin zu der Erkenntnis, dass die anfanglich empfundene Freunde sich doch schnell in Luft auflösen konnte. Den Eindruck, dass wir nicht zum üblichen Klientel gehörten, hatten aber auch wir oft genug.

oft war die Atmosphäre etwas rassig, doch immer irgendwie familiär und freundlich. Auch wenn es daudau meist noch bei war, daudau hatte man den Eindruck, es sei mindestens später Nachmittag, sowohl der Beleuchtung, als auch von der Auswahl der Getränke bei. Hippie Getränke, wie sie in den 70ern und 80ern üblich sind, nicht man hier verpöblich - Bier, Schnaps, Kaffee füllt das Sertiment grundlegend zusammen. Als ganz klasse Überraschung empfanden wir die Anzahl an Frauen hinter der Theke, die Kneipen eigentlich im Griff haben. Auch dass eine der besuchten Kneipen von einem schwulen Paar geführt wird, entsprach nicht unserem Bild einer typischen Altbürger-Eckkneipe.

Jetzt, drei Monate, drei Kneipen und drei Interviews später, hat sich unser Blick verändert, die Mutter haben sich konkretisiert und das Klischee hat sich teilweise auch bestätigt.

Zentral bei allen Gesprächen war der eigene Kiez, die (Stamm-)Gäste und ihre Mützen, das Mützenland, auch über Zigaretten und Bier wurde viel gesprochen und darüber, was sich in den letzten Jahren alles verändert hat. Bei allen drei Kneipen reduziert sich in die Zahl der Stammpaare seit sieben zu acht Jahren radikal. Die Strategien, den zu begreifen, sind ganz unterschiedlich: Fußball-Übertrage, Mond- und Propaganda im hinteren Nachbarbereich, Entertainment hinter der Theke oder ein Fanshop mit Produkten, auch in English überzeugt. Aber auch die Kapitulation vor der Weitferierung, das Abwarten bis zur naiven Rente, niedrigere Preise und eine Amnestie des verstorbenen Stammpaars an der Wand stellen einen Umgang mit der Zukunft dar. Allerdings, während es Zukunft in Zeithorizonten gedacht wurde, sich die vorzugsweise an der Arbeitswelt orientierten - wie lange hat man noch bis zur Rente? - was möchte man nach dem Arbeitsleben machen? Welche beruflichen Alternativen zur Theke gibt es?

Der Umgang mit Zukunft war in allen drei Gesprächen sehr unterschiedlich und spiegelte sich im Raum wieder - ob Kapitulation



oder Anpassung an den touristischen Mainstream.

In den Kneipen wird gelebt und gearbeitet, beides liegt hier nah beieinander, aber nicht als Form des sich beständig wandelnden Selbstverwirklichungsfangs des jungen Hippies, sondern als gelebte Entzweiung und als Form des Dabellben. Es herrscht Personalbedeutung, egal zu welcher Uhrzeit. Auch wir kamen bei jedem Besuch runter von Alltagstress, nahmen uns die Zeit, den Tag Revue passieren zu lassen - bei einem Radler, einem Kaffee und einer Zigarette. Nach Rauch stinkend, aber entspannter als vorher gingen wir nach Hause. Diese Gerüche wie aus einer anderen Welt hängen uns nach.

[1] (Domenic Finessi, Gabriele Orlitzoff (2011): »heißt Jahrhundertkino. Lokale mit Geschichte und Geschichts- Lehrmaterial. Werdeg. Von glänzenden Automobilen bis zu den ersten modernen Filmprojektoren. Eine Reise durch die Geschichte des Filmkinos.« Tagungspapier, http://www.tagungspapier.de/berlin/stadt-beben/schul-sachunterrichtskonzepte-hoch-die-bildpatr-studien/0400052.html

[2] Gunda Battel (12.11.2011): »heißt Jahrhundertkino. Lokale mit Geschichte und Geschichts- Lehrmaterial. Werdeg. Von glänzenden Automobilen bis zu den ersten modernen Filmprojektoren. Eine Reise durch die Geschichte des Filmkinos.« Tagungspapier, http://www.tagungspapier.de/berlin/stadt-beben/schul-sachunterrichtskonzepte-hoch-die-bildpatr-studien/0400052.html

Ergebnisse



Mit dieser Einstellung setzen sich die GründerInnen für eine nach ihrem Empfinden lebens-



rechte Stadt ein. Sie begreifen sich dabei als die MacherInnen wünschbaren Berlins der Zukunft, als Hersteller und Erbauer von Produkten für eine »grüne Elite«, die Spaß an, an Zukunftsbildern zu basteln. Wir begegnen zum Einen der Vorstellung von Berlin als Prototyp der urbanen Landschaftsstadt, in der die Berliner der Zukunft nicht mehr im Supermarkt gehen müssen, um sich mit Lebensmittel zu versorgen. Die zukünftigen BewohnerInnen greifen einfach zurück, was sie selbst oder ihre nähere Umgebung bauen. Fassaden, Dächer und andere Freiflächen werden multifunktional und tragen zur Versorgung der BewohnerInnen bei, indem dort Gemüse und Obst angebaut wird. Tomaten, Trauben, Bohnen und andere Rankpflanzen hängen sich in Balkon zu Balkon und über Fassaden und Hölle hinweg, während Freiflächen auf Dächern für den Anbau von Gemüse und Obst genutzt werden. Jede kleine Lücke und jedes heute oft grau-schwarze verlegte Stück Erde wird lebendig. Die Stadt

versorgt sich nicht nur selbst, sie duftet, summt und klingt nach der Vielfalt ihrer tierischen Bewohner. Es gibt jedoch nicht nur Ideen, die Stadt als Gemüsegarten zu nutzen, auch das Halten von kleinen Nutzern scheint unseren InterviewpartnerInnen nicht völlig absurd, sondern nur eine Frage der Umsetzung – und der Zeit – in der Zukunft.

Viele Ideen der GründerInnen entstehen aus persönlicher Betroffenheit, sie ist häufig Impulsgeber und Motivation für die Entwicklung der Innovationen, die diese Zukunftsbilder Wirklichkeit werden lassen sollen. Wenn der urbane Garten inklusive Bienenstock vom Flachdach vertrieben wird gilt es, eine balkon-kompatible Behausung für die kleinen summenden Nützlinge zu entwickeln. Aus einem Konzept, mit dem man selbst mal angefangen, gebastelt, »geprototyped« und rumprobiert hat, entsteht »eine ganz andere Motivation«, die zu Arbeitsleistungen

wir nicht glauben würden, dass sich die Ideen in größerem Umfang umsetzen ließen, »würden wir es nicht machen, so ein Befragter. Dabei geht es dem Einzelnen oft nicht allein um das eigene Projekt, sondern um diese ganze Bewegung, die seine Veränderung zum Positiven hin schafft will.«

Diese positive Einstellung und die Überzeugung, etwas verändern zu können, sind allen »Social-Impact«-GründerInnen, die wir getroffen haben, gemein. Sie sind Teil einer kleinen Gruppe von »Machern« und »Macherinnen«, die zudem ein großes Interesse an den Vorgängen der globalen

»Wirtschaftlichkeit und Soziales zu vereinen und einen gemeinsamen Mehrwert zu kreieren.«

Führt »die ich sonst nicht gemacht hätte.« wie unser Interviewpartner Franz*, ein Mittbewerber mit dunklem Haar und Outdoorkleidung, mit Blick auf seine unternehmerische Tätigkeit bemerkt. Eine weitere Interviewpartnerin – sie trägt elegante Schuhe mit Absatz und wirkt durch ihre Zierlichkeit fast etwas schüchtern, doch sobald wir ins Gespräch kommen argumentiert sie sehr überzeugend und eloquent. Bevor sie sich entschied zu gründen, war sie bei einer bekannten internationalen Unternehmensberatung tätig, hat eine hochakademische internationale Ausbildung genossen und auf den verschiedensten Kontinenten gearbeitet – sie wollte einfach stehen, ob ich das machen kann, was mir Spaß macht und damit mein Lebensunterhalt verdienen kann, ohne in einem riesigen Unternehmen zu arbeiten. Die Motivation, die häufig in die schlecht bis gar nicht bezahlte sozialunternehmerische Selbstausbeutung treibt, wird auch durch den unbedenklichen Glauben an die Durchsetzungsfähigkeit der eigenen Ideen für eine bessere Welt gesetzt. Denn »wenn

Welt, wie auch den lokalen Geschehnissen haben. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass sie es sich zumeist aussuchen können, womit sie ihr Geld verdienen wollen. Sie alle haben eine akademische Ausbildung genossen und hatten zuvor bezahlte Jobs aus denen sie freiwillig ausgestiegen sind. »Alle, die da mitmachen, hätten auch machen« bestätigt uns einer der Gründer. Unsere GesprächspartnerInnen leben in einer Welt der Optionenreichtum, in der sie sich dafür entscheiden, »etwas Sinnvolles zu machen« – zumindest für eine gewisse Zeit. Ein Privileg, das nicht alle Menschen genießen und das sie dazu befähigt, sich maßgeblich mit der Zukunft zu beschäftigen.

Ergebnisse

»... jeder will alles irgendwie organic und dies und das und jenes.«

beschäftigen, da sie nicht um ihr täglich Brot bangen müssen.

In der Erfüllung ihrer Aufgabe verkörpern die neuen MacherInnen eine Mischung aus Missionar und Vertriebler, denn es geht hier nicht allein darum Gutes zu tun, alles hat auch immer eine geschäftliche Seite. Es geht um den Verkauf von Dienstleistungen oder Produkten, die mehr sein sollen als nur ein Angebot zur entsprechenden Nachfrage. Werte werden hier ganz explizit vermarktet und übertragen sich in der Produktions- und Konsumentscheidung. Es ist der Versuch und das Bewusstsein um die Notwendigkeit, »Wirtschaftlichkeit und Soziales zu vereinen und einen gemeinsamen Mehrwert zu kreieren.«

Die Zukunft Berlins wird in den Co-Working Spaces der Kreuzberger Hinterhöfe an Pallettentischen nicht nur erdacht, sondern auch praktiziert: Die einen treiben die Themen einer nachhaltigeren Zukunft »eher theoretisch voran und wir machen halt ein Business, wir sind halt auf der Straße draußen«, versinnbildlicht ein Gesprächspartner den hier gelebten Ansatz. Er sieht das Berlin der Zukunft als eine Stadt ohne LKWs und PKWs. Ein Zukunftsbild einer lebenswerteren Stadt: der Transport findet nicht mehr mit zu großen, lärmenden Lastwagen und Kleintransportern statt, die sich heute täglich ihren Weg über Straßen und Plätze bahnen, sich zwischen FußgängerInnen, PKWs und RadfahrerInnen hindurch manövriren müssen, und dabei Verkehrschaos erzeugen, sondern beinahe

geräuschlos mit elektronischen Lastenrädern. Diese wendigen, schnellen Kleintransporter bahnen sich wie kleine, fleißige Ameisen ihren Weg durch die Großstadt und erreichen auch den letzten Hinterhof problemlos und ohne dabei Straßen und Wege zu verstopfen. Sie sind Teil einer Stadt, in der die Luft gesünder und der Geräuschpegel niedriger ist.

Die »Social-Impact Start-Ups« liefern die Zutaten für mögliche urbane Zukünfte und begreifen sich entsprechend als Teil der Pionier- und Avantgarde-Stadt Berlin, die als Testlabor innovativer urbaner Lebensstrukturen des 21. Jahrhunderts dient. So könnte Berlin zu einer Stadt werden, »die als Prototyp mit den Problemen der weiteren Zukunft« nicht einfach nur umgeht, sondern in einer »Vorreiterrolle« auch Lösungen für diese bereitstellt. Jede einzelne Innovation lässt sich als Baustein urbaner Veränderung begreifen, der für sich genommen dem Kritiker in der Gegenwart absurd erscheinen mag. »Wenn dann Leute mit

ihren Statistiken kommen. Mit deinen zwei Tomatenpflanzen, die du auf deinem Balkon stehen hast. Also das ist ja wohl ein Scherz, das ist ja marginal zu dem was du eigentlich benötigst und was du konsumierst.«

Der »Social Entrepreneur« lässt sich von derartigen Gegenwartsverhaftungen nicht irritieren, denn »es geht halt auch viel um die Tendenz und um die Richtung und darauf aufbauend wird es dann auch wieder neue Konzepte geben. Nur weil man jetzt gerade noch einen beschränkten Horizont hat und weil man das dahinter noch gar nicht sieht« dürfte der Innovator sich in seiner Arbeit über den Horizont hinaus nicht verunsichern lassen und müsste sie als Meilensteine des Innovationsprozesses verstehen.

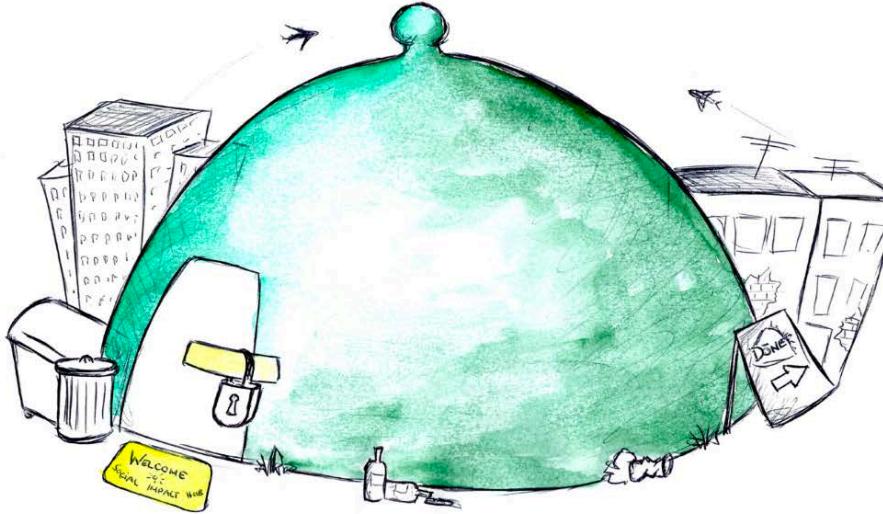
Die »Social-Impact«-Stadt Berlin erscheint dabei jedoch selbst den GründerInnen als »Bubble, jeder will alles irgendwie organic und dies und das und jenes.« In dieser »Kultur« oder vielmehr »Dunstglocke«, entstehen Innovationen, finden sich Co-WerkerInnen und die Konzepte für eine bessere Zukunft »werden hier getestet«. Vor allem ist es – so ein Interviewpartner – »eine artige Elite, die Spaß hat, an Zukunftsbildern rumzuhasteln«, die

die Prototypen der sozialen Innovationen nachfragt.

Tritt man aber aus der »grünen Dunstglocke« heraus und zurück in den Dönerdunst des Kottbusser Tors, nimmt die Strahlkraft der schönen, neuen Welt spürbar ab. Bezirk um Bezirk verliert sich die »Transition Town Mentalität« der Endkunden mehr und mehr und schließlich »geht man raus aus Berlin« und fragt sich – so ein Pionier des Urban-Farming zu uns – »Was mache ich hier eigentlich?«

Unser Eintauchen in diese Welt hat sie uns nicht nur näher gebracht, neben vielen spannenden Ansätzen für eine Transformation, hin zum bewussteren Leben ist es vor allem Bewunderung für den Mut und die Ausdauer der GründerInnen, an einer besseren Zukunft zu arbeiten, mit der wir auf die Szene schauen. Zugleich werden die MacherInnen auch von ihrer grünen Dunstglocke umhüllt und vielleicht sogar erdrückt wenn die konkrete Arbeit an der Utopie als Lifestyle-Vehikel genutzt wird. Wir stellen fest: Die »Social-Impact« Welt ist eine Welt der Utopien. In dieser wird Neues gedacht, wenn auch vielleicht zum Teil noch weit ab von der Gegenwart, so doch mitten in ihr als Teil möglicher, vor allem wünschenswerter Zukünfte. Zwischen Ideologie und Machbarkeit. Gegen das System und doch irgendwie mitten drin. Gemacht von Menschen, die viel über die Gegenwart und die Zukunft nachdenken und sich in einer Welt voller Optionen dafür entscheiden, selbst anzupacken und etwas verändern zu wollen. Ihre Grundausrichtung bleibt die Überzeugung – und ein Tisch aus Paletten.

37



Stimmen aus Berlin – Gespräch über die Zukunft dr

homas Malorny, Lisanne Raderschall, Julia Werner

Vorgehen

